

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 251.

Dienstag, 22. September.

1931.

Die rosa Muschel / Roman von Brünhilde Hofmann.

(20. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Molitor sieht den beiden nach, ohne Erstaunen. Hemptin bemerkt den weichen Ernst, der für Sekunden den Gesichtsausdruck des anderen Mannes entspannt. Dann wendet Molitor sich zu ihm. „Es tut mir leid“, sagt er, ohne ersichtlichen Zusammenhang. „Nehme ich mit Recht an, Herr Doktor, daß Sie mir irgendeine Erklärung geben können? Ich stehe diesen rätselhaften Vorgängen völlig verständnislos gegenüber. Mir ist wohl das eigentümliche Wesen meiner Braut aufgefallen. Besonders jetzt — nachträglich. Ich schob es auf anderes. Vielleicht wäre es von ihrem Standpunkt verständlich, wenn sie zu ihrem langjährigen Chef mehr Vertrauen gehabt hätte als zu mir?“

Hemptin dreht Brotkrümelchen zwischen den Fingern. Er scheint immer noch aufmerksam zuzuhören, während längst die schweigende Frage in der Luft hängt. Da sie ihn im Innersten bewegt und mancherlei Gedanken sein schnell arbeitendes Hirn kreuzen, macht er merkwürdige Grimassen bei seiner Knetarbeit. „Ja“, meint er endlich, „Herr Molitor: Von der Tatsache, daß Sie bereits seit Jahren mit Fräulein Discail verlobt sind, weiß ich erst seit kurzem. Ich hätte ihr sonst einen bestimmten Auftrag, der sich auf den Prinzen Witry bezog, nicht erteilt. Ich handelte damals im Interesse meiner Nichte und wollte unter der Hand Genaueres über die hiesigen Verhältnisse erfahren. Aus diesem Grunde nahm ich Fräulein Discail mit nach Ostende. Sie ist gewandt und geistreich. Aber Witry ist ein gefährlicher Gegner. Die ganzen Zusammenhänge durchschaute ich leider erst, nachdem Fräulein Discail mich auf der Überfahrt davon unterrichtete. Es wird Ihnen nun vielleicht verständlich sein, daß sie es tat. Ihnen eine Erklärung zu geben, muß ich Ihrer Braut überlassen. Wenn auch dieses wortlose Verschwinden vielleicht dafür spricht, daß Fräulein Discail annimmt, ich hätte mit Ihnen über diese Dinge gesprochen oder würde es tun.“

„Prinz Witry?“, fragt Molitor und schweigt dann. Er hält die Hände auf dem Tisch verschränkt, daß die Knöchel weiß hervortreten. Die harten Farmerhände, mit denen er Land urbar gemacht hat, um sich und der Frau eine Heimat zu schaffen.

„Ich entschuldige ihn nicht“, hört er Hemptin sagen. „Der Mann hat gewissenlos gehandelt. Milde gesagt. Wenn er das nachträglich einjah, so ändert das an der Sache nichts. Soweit ich unterrichtet bin, hat er die Konsequenz gezogen, von der Bildfläche zu verschwinden.“

Molitor lacht hart auf; Hemptin zuckt unwillkürlich zusammen bei diesem unerwarteten und unheimlichen Laut. „Mit meiner Braut?“

„Nein: mit einem Herrn von Kroll. Ozeanflug... Wohin Fräulein Discail sich gewandt hat, ist mir nicht bekannt, Herr Molitor. Man darf aber vielleicht annehmen, daß sie sich mit Mr. Madenzie persönlich in Verbindung setzen will.“

„Das interessiert mich nicht.“ Molitor steht auf. Einen Augenblick hat es den Anschein, als schwanke er; aber er beherrscht sich sofort wieder. „Ich danke Ihnen, Herr Doktor!“

Hemptin spielt noch eine Weile mit seiner Uhrkette. Dann geht er ins Haus. —

„Du hast es ihm gesagt?“ fragt Juliane.

„Ich mußte wohl.“ Hemptin räuspert sich, sieht nach der Uhr. „Teilweise. Aber er hat sofort alles verstanden.“

„Ja. Und —?“

Hemptin erfährt sehr gut die besorgte Spannung. Aber er zuckt nur die Achseln.

„Madenzie wollte den Wagen um halb elf schicken“, sagt Juliane nach einer Weile. „In einer Viertelstunde.“

„Schön. Dann fahren wir also!“ Hemptin hat sich gesetzt.

Juliane steht irgendwo im Zimmer, wie man da steht, wenn man mit seiner Umgebung keinen bewußten Zusammenhang hat, sondern nach innen beschäftigt ist.

Der Notar sieht sie von unten herauf prüfend an. „Du hast dir doch die Sache gründlich überlegt — nicht wahr, July?“

Juliane kommt ein paar Schritte näher. „Da kannst du ganz ruhig sein! Sieh mal: Wenn ich Madenzie die Unterstützung leiste, die er braucht, um seine Position zu halten, ohne ihn zu heiraten, so komme ich seinen Wünschen vermutlich entgegen und sichere gleichzeitig unser Kapital, das nun einmal in dieser Gesellschaft steckt.“

„Gut. Sehe ich ein. Aber warum, July — erlaube mal die offene Frage! — bestehst du auf dieser Forderung: Rückgabe des Molitorischen Terrains an seinen ursprünglichen Besitzer? Weißt du überhaupt, ob Molitor den Rückkauf wünscht oder auch nur möglich machen kann?“

„Ich dachte, das würdest du ohne weiteres verstehen, Eugen. Ob Molitor den Rückkauf augenblicklich wünscht oder nicht, ist ganz gleichgültig. Er hat unter falschen Voraussetzungen gehandelt. Du begreifst doch, daß diesem Verkauf ein doppelter Betrug zugrunde liegt? Da ich das weiß, will ich es nicht stillschweigend geschehen lassen. Wäre das anständig und ehrenhaft in deinen Augen? Hendrik gegenüber werde ich den Fall schon vertreten können, wenn du auf meiner Seite stehst. Im Grunde genommen haben wir uns doch immer ganz gut verstanden, Vater und ich.“

„Damit wäre also deine Frage so weit geklärt und die Alternative für Madenzie gegeben.“ —

Madenzie empfängt seine Gäste in Wattle-Mansion. Merkwürdigerweise hat er heute nicht mehr das Gefühl, das Hest in der Hand und die Initiative des Entschlusses auf seiner Seite zu haben. Daß ihm das einer Frau und noch dazu diesem Mädchen gegenüber passieren könnte, würde er nie vermutet haben. Aber es ist so. Er sitzt ruhig da und hört sich die sehr schlichten und bestimmten Vorschläge an, die Dr. de Hemptin ihm vorträgt.

Juliane selbst sagt kaum ein Wort dazu. Nur, als Madenzie im Lauf der Verhandlung die Frage stellt: „Sind Sie von Herrn Molitor bevollmächtigt?“, antwortet sie: „Nein. Herr Molitor ist von dieser Unterhandlung nichts bekannt. Das Rückkaufsangebot so von Ihnen ausgehen, Herr Madenzie.“

Madenzie zieht seiner Gewohnheit gemäß den Kopf zwischen die Schultern und sieht vor sich hin. Ganz allmählich verbreitet sich so etwas wie ein gutmütiges Lächeln über sein hartkantiges Gesicht. Er öffnet die

Lade mit den Vitry'schen Hinterlassenschaften und wühlt ein gestempeltes Papier heraus, das er durchliest. Dann schiebt er den Vertrag mit einer kurzen Bewegung der Hemptin zu. „Fräulein der Steegen hat mir einen Dienst erwiesen. Aus freien Stücken. Noch nie vorgekommen bei mir. Ich will Ihnen Ihren Wunsch erfüllen und gehe auf die Bedingung ein. Möchte, daß mir ein relativ gutes Andenken bewahrt wird. Ich gebe Ihnen hier den Kaufvertrag zurück, Herr Notar. Ich werde Mr. Molitor das Angebot des Rückkaufes zum selben Preise von mir aus machen.“ Das spricht er an Julianen vorbei.

Hemptin nimmt den Vertrag, liest ihn durch und steckt ihn ein. Dabei sieht er aus, als wolle er die Nase traus ziehen, aber er läßt es. „Ich übernehme dies Papier zu getreuen Händen, Herr Direktor. Die Vollmacht, über das Stimmrecht meiner Nichte, das ihr als rechtlicher Inhaberin aus ihren Aktien zusteht, in Ihrem Sinne zu verfügen, habe ich ausgestellt. Bitte!“

Madenzie wirft nur einen flüchtigen Blick auf das Papier und steckt es in die Rocktasche. Er sieht Julianen an, die aufgestanden ist und ihm die Hand reicht. „Ich danke Ihnen, Herr Madenzie!“

„Berehrtes gnädiges Fräulein, verzeihen Sie, wenn ich mich schriftlich von Ihnen verabschiede — zunächst mal. Ich hoffe doch, daß Sie und Dr. de Hemptin noch zum Besuch auf die Hungerfarm kommen werden. Dringende Geschäfte rufen mich nach Hause. — Ihr ergebener Astan Molitor.“

Juliane, die bei der Rückkehr von Wattle-Mansion diesen Brief auf ihrem Zimmer vorgefunden hat, zusammen mit einem Strauß zartgefärbter Orchideen, liest ihn stehend und reicht ihn dann ihrem Onkel. Während er liest, betrachtet sie die Blüten, beugt das Gesicht darüber und dreht die Vase ein bißchen um.

Hemptin, der eben fertig ist, beobachtet sie. Still und ernst ist sie geworden in letzter Zeit, kommt ihm vor. Leise und zart. „Hübsch!“ sagt er und versucht, an den duftlosen Blumen zu riechen, merkt, daß es verfehlt ist, und reibt sich die Nase. „Was meinst du, Zulu? Man könnte wohl mal rausfahren und nach ihm sehen. Unser Dampfer geht ja erst in zehn Tagen.“

Juliane schüttelt den Kopf. „Solche Menschen werden mit dem Schwersten am besten allein fertig. Ganz wird er wohl nie darüber wegkommen. Aber vielleicht hilft es ihm, wenn er wieder ein Ziel hat. Wenigstens in dem Terrain.“

Hemptin hat schweigend zugehört. Er sitzt am Fenster, hat ein Bein über das andere gelegt und beobachtet, wie sich seine Zehen unter dem weichen Leder bewegen lassen. „Du hast recht“, meint er dann. „Du hast auch Gelegenheit gehabt, den Charakter des Mannes näher kennenzulernen. Er ist ein Brackterl — ohne Zweifel: schwer, beständig und dabei empfindsam, wie alle Deutschen. Aber eins mußt du auch hier nicht überschätzen: dieses Mädchen, die Ines. Sieh mal, ich kenne sie doch! In solche Frauen ist man verliebt; fassungslos, rettungslos — meinetwegen. Aber man liebt sie nicht. Solche Enttäuschung tut sehr weh, zugegeben, wenn man fühlt, daß man Talmi mit echtem Gold aufgewogen hat. Aber das geht vorüber. Am dann ein Leben lang zu tranken, hat man doch zuviel Einsicht. Stolz und Ehrgefühl meinetwegen auch. Der besonders. War zu merken . . . Das wird überwunden. Trotz aller Bindungen. Inneres und Äußeres unterscheidet sich da. Ich meine sogar, es ist gut so. Besser für alle Teile.“

„Freut mich, daß Sie mich aufgesucht haben, Miß Discail! Was kann ich für Sie tun?“

Direktor Madenzie sitzt Ines Discail am Schreibtisch gegenüber. Ines' blasser Teint beginnt unter dem festen, zupackenden Blick dieser herrischen Augen unmotiviert zu erröten. Ihr rotgoldenes Haar glänzt in dem scharfen Sonnenpfeil, der gerade noch ihre Schläfe trifft. Das instinktive Gefühl, Eindruck zu machen, löst sofort die ängstliche Spannung, läßt geheime Kräfte spielen, schwemmt das bittere Gefühl des Abgetanseins unversehens fort.

Madenzie beobachtet das. Ihn, der um eine Julianen

ter Steegen sehen herumging, wie um eine Mauer ohne Tor, findet hier auf Anhieb den Konnex von Natur zu Natur.

„Herr Direktor — ich . . .“ Ines lächelt, ohne es eigentlich zu wissen. Sie wußte ganz genau, was sie in diesem Augenblick hatte sagen wollen. Aber kann man lächelnd dramatische Erklärungen abgeben? Die Grundlage ist ihr entzogen; Vergangenes weicht weg, zersprengt vom Keim des Neuen, dem Augenblick entsprossen. „Ich komme in einer privaten Angelegenheit. Sie betrifft Prinz Vitry. Es ist schwer für mich, Ihnen die Zusammenhänge zu erklären. Aber ich dachte — ich hoffte, Sie könnten mir helfen. Ich weiß mir keinen Rat mehr. Sie wissen vielleicht nicht —“

„Doch!“ unterbricht Madenzie. „Ich weiß alles! Ich habe mit dem Prinzen schon gesprochen. Habe Ihren Besuch erwartet. Ich will es Ihnen leicht machen. Dazu habe ich meine Gründe. Was ich für Sie tun kann, werde ich Ihnen sagen.“ Madenzie macht eine Pause und besieht seine Fingernägel. „Zunächst habe ich Ihnen im Namen des Prinzen — der gestern Adelaide schon wieder verlassen hat, voraussichtlich für immer — einen Betrag von zweihundertfünfzig Pfund zur Verfügung zu stellen. Es handelt sich um eine Provision, die ihm noch zusteht. Vielleicht wissen Sie von der Sache? Ich nehme es an. Damit wäre Ihnen wohl zunächst aus der Verlegenheit geholfen?“

Ines stockt einen Moment der Atem. Das kam überraschend. Madenzie sieht sie an. Sie muß sich entscheiden. Ein kurzer Kampf. „Allerdings.“ Was hat Molitor schon davon, wenn sie hier verzichtete? Die Großartige zu spielen, konnte sie sich einfach nicht leisten. „Vielen Dank!“

„Sie sind ein vernünftiges Mädchen“, versichert Madenzie mit einiger Erleichterung. „Das wäre also erledigt. Ich werde Ihnen den Scheck neu ausstellen. Sie können das Geld dann ohne weiteres abheben. Und was gedenken Sie ferner zu tun, Miß Discail? Werden Sie in Australien bleiben? Oder zieht es Sie in die alte Heimat zurück?“

Ines schüttelt den Kopf. „Ich weiß tatsächlich selber noch nicht, was ich anfangen soll, Herr Direktor. Meine Stellung drüben habe ich aufgegeben. Und hier? Aber vielleicht bleibe ich doch. Ich bin mir noch nicht im klaren. Schließlich kommt ja auch für mich alles aufs selbe heraus.“

„Will ich nicht sagen. Wenn man mit alten Sachen fertig zu werden versteht, kann man was Neues anfangen. Habe es oft genug gemerkt. Einige Energie gehört dazu, natürlich. Ich mache Ihnen einen Vorschlag: Wenn Sie Lust haben, könnten Sie hier bei mir Privatsekretärin werden — an Stelle des Prinzen Vitry. Ich habe noch keinen Ersatz. Also, überlegen Sie!“

(Fortsetzung folgt.)

Des pissig Kallche.

De Viehrer hott leht in de Schül
De Kat ihr Lewe mol besproche;
Noach ihre Eigenschafte freht er 'n Schmuhl,
Doch der hott gleich nit Gouts geroche.

Er freischt en oo ganz jämmerlich:
„Willst du 'ne Eigenschafte mir sagen!“
Doo woard de Schmuhl ganz zappelich
Un maant, de Viehrer däd en fest verhaage.

Doo meldt sich's Kallche aus de unnericht Bant
Unn saar: „Derr Viehre, aich tann's 'ne sage.
Die Kat leht aach im dunkle Gang
Ganz gout mit ihre Lage.“

Gut, mein Sohn, 's ist recht von dir;
Dich tann man immer fragen.
Weist du aach noch ein anderes Tier,
Bon dem man Gleiches wohl tann sagen?“

„Mei Schwester Lih“, saar's Kallche druff,
Dek humm aich aestern Noacht gestehn;
Sei hatt' ganz gout ihr Lage uff,
Als Kellers Frib im Gang däd bei ihr stehn.“
„So“, spricht der Viehrer, „mach' keinen Wib!“
„Naa, naa, aich mach' kaa dumme Vosse;
Sei saar doch zou dem lange Frib.“
„Dau höht daich nit rassere losse.“

Perdita.

Skizze von Frieda Wildt-Gossmann.

Die Tür zu meinem Büro war weit geöffnet. Perdita, das Hausmädchen, stand auf der Schwelle, zum Ausgang geküßt. Aber wie! Von einer sehr leuchtenden, dennoch geschmackvollen Eleganz.

„Sagen Sie mal, Perdita“, begann ich etwas zögernd, „irgend welche Handwerker waren doch in letzter Zeit nicht im Hause? Ich vergaß allerdings einige Male, meinen Schreibtisch abzuschließen. Seit einigen Wochen fehlen mir öfter Geldbeträge, ich weiß es mir nicht zu erklären. Können Sie mir Aufschluß geben?“

Perdita öffnete ihre schwarzen Glutaugen sehr weit, sah mich entsetzt an: „Senora, welches Unglück! Ich habe keine Ahnung, wer es getan haben könnte.“

„Perdita! Sie räumen das Zimmer auf. Denken Sie nach!“

Das Mädchen betraugte sich.

„Na, dann gehen Sie nur!“ Ich beugte mich wieder über meine Buchführung. Perdita war sehr schnell verschwunden.

Seit einem Jahre leitete ich eine deutsche Fremdenpension in diesem nicht sehr großen, wunderschön gelegenen Lustort in Südamerika. Das Haus war gut besucht. Der Betrieb machte mir Freude. Nur die spanische Sprache beherrschte ich noch nicht ganz, ich half mir mit Englisch und Französisch.

Die Hausangestellten waren meist ortsansässig, darunter auch Perdita, ein tüchtiges, aber recht eitles Mädchen. Bisher kam nie etwas im Hause abhanden, doch seit etwa vierzehn Tagen schien es mir nicht geheimer. Einmal fehlte ein großer Schein aus meiner Handtasche, ein anderes Mal aus der Briefmarkentasche. Ich beobachtete, und mein Verdacht fiel auf die hübsche Perdita. Bei ihrem heutigen Ausgang waren mir ganz besonders das neue Kleid und der neue Hut aufgefallen.

Nach dem Abendessen sprach ich mit einem chilenischen Rechtsanwalt, der schon längere Zeit Gast im Hause war. Er versprach, mir in diesem Falle behilflich zu sein.

Am anderen Morgen klopfte es an meine Bürotür. Doktor A. kam erregt herein, die laut schluchzende Perdita hielt er fest am Handgelenk.

„So, da haben wir sie“, sagte der Rechtsanwalt, „sie ist geständig. Perdita hat das Geld versteckt; sie wird uns nun den Ort zeigen.“

Doktor A. ging voran in den Hof, das widerstrebende Mädchen hinter sich her ziehend. Ich folgte gespannt. Am Holzschuppen blieben wir stehen. Doktor A. redete heftig auf Perdita ein. Sie lief auf die andere Seite des Schuppens und — zog einen Hundertpfennigschein unter den lose liegenden Dachziegeln hervor. Im selben Augenblicke flatterte etwas zur Erde — Perdita trat schnell mit dem Fuß darauf und blinnte mich trotzig aus haßerfüllten Augen an. Auch dieser Geldschein wurde ihr entzogen. Dann lief sie schreiend und gestikulierend davon. Perdita ward nicht mehr gesehen.

Zwei Tage darauf — ich war mit einigen Gästen beim Tennisspielen im Garten — kam der Hausdiener und sagte mir leise ins Ohr: „Der Richter wünscht Senora sofort zu sprechen.“

Im Empfangszimmer stand der Richter mit seinem Begleiter. Nach heisser Begrüßung: „Senora, wir müssen eine Haussuchung bei Ihnen vornehmen. Ein früher bei Ihnen angestelltes Hausmädchen hat erklärt, daß Sie einen schwer verletzten Mann in Ihrer Pension verborgen halten. Perdita S. gab an, mit einem Messer auf einen Herrn mehrfach eingestochen zu haben, um ihre Mädchenehre zu verteidigen. Dieser Herr wäre dann, aus mehreren Wunden blutend, zu Boden gestürzt. — Sie, Senora, machen sich strafbar wegen Verhinderung der Angelegenheit.“

Ich war sprachlos. Perditas haßerfüllte Augen sah ich im Geiste vor mir.

„Meine Herren, nichts davon ist wahr.“

Der Richter hob die Hand, schnitt mir die Rede ab und sagte: „Zeigen Sie mir sofort alle Räume!“

Wohl oder übel mußte ich gehorchen. Jedes Zimmer wurde geöffnet, in jeden Schrank, unter jedes Bett gesehen — keine Spur von dem Verletzten. Zuletzt glaubte der Sekretär, Blutspuren gefunden zu haben, weil der Fußboden in einem Zimmer an einigen Stellen frisch gestrichen war. Der Richter sah mich drohend an: „Sagen Sie die Wahrheit!“

„Die Wahrheit ist, daß der Fußboden an den abgetretenen Stellen frisch gestrichen wurde.“

Richter und Sekretär sahen sich bedeutungsvoll an. Ich fühlte, daß sich die Situation zuspitzte. Diese ganze phantastische Geschichte hatte mich etwas verwirrt; ich erkannte Perditas Rache. In meiner Not — schon sah ich mich verhaftet — fiel mir ein, daß ein höherer Regierungsbeamter zu meinen Gästen gehörte. Ich klingelte und sagte dem eintretenden Diener Bescheid. Bald darauf kam der Gouverneur — ich atmete auf. Er sprach gut Deutsch, und ich erzählte ihm schnell die ganze Mäubergeschichte von Perdita. Er war empört über die Frechheit des Mädchens. Dann überreichte er dem Richter den Sachverhalt, rügte dabei

das nicht ganz korrekte Vorgehen des Richters mit gegenüber. Er verlangte strenge Bestrafung des Mädchens, andernfalls würde er in meinem Namen bei der deutschen Gesandtschaft Anzeige erstatten.

Richter und Sekretär wurden etwas blaß; beide verneigten sich tief und gingen. Der Gouverneur sah ihnen kopfschüttelnd nach.

Später hörte ich, daß Perdita zur Strafe für ihren Diebstahl einige Wochen in das Kloster für verwahrloste Mädchen gesperrt worden sei.

Doch was sah ich zwei Monate später? Ich ging über die Promenade — es war die Zeit des Korjos. Endlose Reihen von Wagen mit schönen Pferden, die Damen in großer Toilette, das übliche Begrüßen von Bekannten, Flirts, Sonne, Blumen, und mitten darin in einem schönen Wagen neben einem Kavaliere — Perdita, thronend wie eine Königin, im modernsten, elegantesten Anzug, strahlend, nach allen Seiten lächelnd, kokettierend — o ja, ich sah, sie hatte Karriere gemacht! Da erblickte sie mich — Krach! Ein grüner Sonnenschirm entfaltete sich. Diese Aussicht gefiel ihr nicht.

Du süßliches Zumpfpflänzchen, Perdita, wie lange wirst du blühen?

Wildwasserfahrt.

Kanadisches von Harry Wilkins.

Dan Pott war gerade kein Kirchenlicht, dafür aber ein guter Kerl und der beste Führer, der jemals ein Motorboot durch die Stromschnellen des Friedensflusses gelenkt hat.

Das will schon etwas heißen. Denn der Friedensfluß ist alles andere als friedlich. Zwei schäumende Gewässer, Finlay und Parsnip, treffen einander dort mitten im kanadischen Felsengebirge, und das quirlende, brausende Wasser, das über Stromschnellen und Untiefen der weiten Ebene im Nordwesten zusagt, hat irgend ein Quertopf Friedensfluß genannt.

Dans Aufgabe bestand nun darin, mit seinem Augenbordmotor die Verbindung zwischen einer Mine am Finlay und der Außenwelt aufrecht zu erhalten. Das war kein leichter Dienst, denn manche Stromschnelle mußte man umgehen, Boot und Waren einen Kilometer und oft noch weiter zu tragen. Und da ein Kanoe zweitausend Pfund trug, so hatte Dan mit Joe Jimkins, seinem Begleiter, gerade genug zu tun.

Trotzdem fand er eines Tages Zeit, sich in Mary Bertins zu verlieben. Der Vater war Aufseher in der Mine. Mary hatte kräftige Arme und konnte auch einen Stoß und einen Witz vertragen. Sie wäre so recht die Frau für einen Hinterwäldler wie Dan Pott gewesen.

Sicher würde sich die ganze Sache auch in aller Ruhe abgewickelt haben, wäre nicht eines Tages dieser Ingenieur aus dem Süden aufgetaucht. Dem fehlte zum Pfau nur die Feder im Steiß. Aber Mary hatte so einen Geden noch nicht gesehen und starrte ihn nun an, als wäre er ein Weltwunder. Dan regte sich zuerst nicht weiter darüber auf. „Die Sache wird sich schon geben“, dachte er. Leider hatte er aber dieses Mal unrecht. Allerlei kostbare Geschenke, die so ein armer Kerl wie Dan Pott unmöglich aufstreiben konnte, begeisterten das dumme Mädel für Harry Friedman, den Ingenieur.

Eines Tages sagte sich nun Dan Pott, es sei Zeit, Mary vor die Frage zu stellen: „Er oder ich?“ Es war Abend, und er hatte nicht viel Stunden mehr zu veräumen, denn bei Morgengrauen sollte er mit Joe Jimkins stromabwärts fahren.

Da rannte ihm plötzlich in der Dunkelheit einer gegen die Brust, daß die Knochen krachten: „Hallo, Mann, nicht so stürmisch!“ Auch ohne Taschenlampe hätte Dan gewußt, daß er mit Harry Friedman zusammengeknallt war. Er wollte schon brummend weitergehen, doch der andere hielt ihn am Armel fest: „Mann, auf so einen Schreck müssen wir zur Erholung einen trinken.“ Gern tat's Dan Pott nun wirklich nicht.

Der Rum, den ihm der andere vorsetzte, war nicht schlecht. Im Gegenteil, er schmeckte nach mehr und hatte etwas an sich, was den Menschen lustig machte.

Doch plötzlich drehte sich alles um Dan. Er glaubte die grinsende Frage den Ingenieurs zu sehen, er hörte etwas von Mary sprechen. Er wußte nicht, was es war, aber er ärgerte sich, schlug um sich, und dann war auf einmal alles zu Ende.

Als Dan Pott aufwachte, schien die Sonne, und er lag im Motorboot. Joe Jimkins machte ein dummes Gesicht: „Na endlich! So einen Rausch habe ich schon lange nicht mehr gesehen. Hoch! Es wird höchste Zeit, daß wir abfahren.“

Dan Pott setzte sich an den Motor und ließ den Kopf hängen. Der war ihm noch so schwer, daß Dan geschworen hätte, der Ingenieur habe ihm irgend etwas unter den Rum

gemischt. Denn sonst konnte Pott einen gehörigen Schlud vertragen. Doch heute bliesen ihm Wind und Wasser nur langsam die brummigen Gedanken aus dem Schädel.

Fünf Tage später war Dan Pott mit der Bootsladung auf dem Rückweg zur Mine. Er hatte ein paar Kisten im Boot, und darüber lag eine Zeltbahn. Er freute sich schon auf Mary, und doch fürchtete er gleichzeitig, in seiner Abwesenheit könnte sich dort drüben etwas zutragen haben. Amsonst hatte ihn Friedman sicher nicht unter Alkohol und Schlafmittel gesetzt.

Als Dan Pott gerade wieder an das Mädchen dachte, sah er am Ufer ein Boot liegen. Er kannte es, denn es gehörte der Mine. „Nanu?“ wollte er sagen, doch das Boot blieb ihm im Halse stecken, denn drüben am Ufer stand niemand anders als Mary mit dem widerlichen Ingenieur. Dan Pott hielt auf sie zu.

Als er festgemacht hatte, erfuhr er, was los war: Die beiden wollten zum Friedensrichter nach Fort Rawlinson hinüber und sich trauen lassen. Nun war aber unterwegs ein Kolben gebrochen, und der Motor streifte. Ob Dan Pott nicht die Liebenswürdigkeit haben wollte, beide nach der Mine zurückzubringen? Das Boot könnte man ja später holen.

Dan Pott war so liebenswürdig: „Seht euch da vorne hinein!“ und dann sagte er kein Wort mehr. Dafür fraß er um so mehr Arger und Wut in sich hinein. Während er sich aber das Pärchen verstoßen und wütend besah, gelangte er doch zu der Ansicht, daß Mary die Sache auch nicht ganz geheurer war. Sie rißte verlegen auf ihrem Sitz hin und her und schien auf die Unterhaltung mit dem Ingenieur nicht großen Wert zu legen. Das freute Dan Pott wieder ein wenig.

Dann aber kam mit überraschender Schnelligkeit das Gewitter, das alles ändern sollte. Es war plötzlich da, ohne daß es einer richtig hätte herankommen sehen. Sicher trug die Schlucht, durch die Dan Potts Boot gerade fuhr, mit die Schuld daran. Von allen Seiten schienen die Blitze zu zucken. Dan Pott hielt der Strömung wegen nahe am Ufer. Da schlug der Blitz seine zehn Meter hinter ihm in eine Tanne, warf sie ins Wasser, daß die Welle das Boot tanzen ließ.

„Donnerwetter“, sagte da Dan Pott. „Das hätte beinahe schief gehen können. Wenn's einen von uns getroffen hätte, wäre es nicht so schlimm gewesen. Aber die Kisten! Junge, Junge, wenn der Blitz in die zweitausend Pfund Dynamit hineingehauen wäre! Was meinen Sie, Mister Friedman, was aus Ihnen gewor...“

Dan Pott kam mit seiner Rede nicht ganz zu Ende. Denn ein neuer Blitz trachte neben dem Boot in die Bäume hinein, und im nächsten Augenblick war der Ingenieur über Bord gesprungen. Ein paar Meter weiter tauchte er im Fluß auf. Er schwamm allem Anschein nach um sein Leben, stellte von Todesangst getrieben sicher einen neuen Weltrekord auf. Eine Minute später hatte er das andere Ufer erreicht, und eilig wie ein Hase schlug er sich in die Büsche.

„Feigling!“ sagte da zwischen neuem Blitzschlag und Donner eine Frauenstimme, und Dan freute sich. In aller Gemütsruhe senkte er trotz Gewitter und Dynamit sein Boot.

Als der Ingenieur nach zwei Tagen zerrissen und halb verhungert in der Mine ankam, hörte er nur, daß Mister Dan Pott mit seiner Braut Mary Berkins nach Fort Rawlinson unterwegs sei, um sich trauen zu lassen.

Erst eine Stunde später hatte sich Mister Friedman genügend beruhigt, um fragen zu können: „Sind denn die Dynamitkisten heil von Pott abgeliefert worden?“ — „Dynamitkisten? Das ist wohl ein Irrtum. Dan hat zweitausend Pfund Rudeln in Kisten mitgebracht.“

Sichtseiten Mexikos.

Von E. Van D'Elzen.

Von Mexiko hört man in den letzten Jahren nicht viel Gutes. Revolutionäre Kämpfe bis aufs Messer, Mordmord und Massenhinrichtungen scheinen, wenn man nach den Zeitungsberichten urteilt, dort etwas Alltägliches zu sein.

Zugegeben, daß der größte Teil der Berichte wahr ist. Aber trotzdem hat der mexikanische Charakter viele Seiten, die bewundernswert sind. Gastfreundlich bis zum äußersten ist der Mexikaner dem „extranjero“ (Fremden) gegenüber mehr hilfsbereit, als irgend eine andere Nation der Welt.

Liebe zu Poesie und Kunst besitzt selbst der ärmste Peon. Drei große Künstler sind aus dieser untersten Volksschicht hervorgegangen: Altamirano, der Poet, Inzolinque, der

Lilbhauer und Cabrera, der Maler. Alle drei waren Vollblut-Indianer. Und wie werden Künstler in Mexiko geschätzt! Künstler von Ruf genießen ein größeres Ansehen als das Staatsoberhaupt.

Diese Kunstliebe der Mexikaner drückt sich besonders in den von ihnen hergestellten Produkten aus. An erster Stelle stehen die Töpferarbeiten. Alle sind handgeformt und handbemalt. Drehscheiben werden nicht verwandt. Formen und Farbsnuancen von außerordentlicher Schönheit findet man darunter. Ihre Webereien sind ebenfalls berühmt. Mit den primitivsten Hilfsmittel werden prachtvolle Sachen hergestellt. Am häufigsten ist die Fabrikation der Sarape, dem Hauptbekleidungsstück der unteren Klassen. Es ist ein langes, viereckiges Tuch, meist aus Wolle gewebt. In der Mitte hat es einen Schlit, durch den der Kopf gesteckt wird. Bilder von Blumen und Tieren sind in die Sarapen eingewebt.

Schon die Sprache, selbst die der untersten Schichten, drückt den tiefen poetischen Sinn dieses Volkes aus. Für die gewöhnlichsten Gegenstände finden sie blumentreiche Worte. Ihren Geschäften geben sie hochtönende Namen, wie: „Der Morgentau“, „Die Pforte zur Schönheit“, „Wohltäter des Zeitalters“, „Zum goldenen Gewinn“ usw. — Ein kleines Indianermädchen beschrieb den Ohnmachtsanfall seiner Mutter: „Die Sonne hat ihre Arme um sie gelegt und dadurch wurde sie schwach“.

Die Mexikaner, ob hoch oder niedrig, sind enthusiastische Musikliebhaber. Auch das kleinste Städtchen hat seine Stadtkapelle, die wenigstens einmal in der Woche auf der „Plaza“ spielt. Das Sinfonieorchester der Hauptstadt ist weit über Mexikos Grenzen bekannt und ihre Polzeitkapelle gilt als eine der besten Blechmusikkapellen der Welt.

Wo nur irgend möglich verschönert der Mexikaner sein Heim mit Blumen. Selbst die Hütten der Ärmsten haben ihren Blumenschmuck. Wo findet man solche Blumenmärkte, wie in Mexiko! Die Gärten von Xochimilco und Cuernavaca sind weltberühmt. Blumen überall, im Haar der Frau und am „Camiso“ des Bettlers. Sogar Soldaten, wenn sie von einem Marsch in ihre Kasernen zurückkehren, tragen Blumengirlanden um den Hals und Blumen in den Mündungen ihrer Gewehre.

Welt u. Wissen

Das Herdfeuer im Luftschiff. Zum erstenmal wird jetzt ein offenes Herdfeuer auf einem lenkbaren Luftschiff brennen, während man bisher eine solche Flamme wegen der drohenden Feuersgefahr sorgfältig vermeiden mußte. Das neue Riesluftschiff „Acron“ der Vereinigten Staaten braucht nämlich nicht mehr die Vorsichtsmaßregeln anzuwenden, die notwendig waren, so lange die Ballonhüllen mit dem so leicht entflammenden und explodierenden Wasserstoff gefüllt wurden. Die Füllung mit dem feuergefährlichen Helium ist erst möglich geworden durch eine außerordentliche Verbilligung dieses Stoffes, die durch die große Heliumfabrik zu Amarillo in Texas erreicht worden ist. Das Helium, das für das neue Luftschiff gebraucht wird, würde nicht weniger als 60 Millionen Mark gekostet haben, wenn man es vor 16 Jahren zu diesem Zweck hätte benutzen wollen. Die kleinen Mengen des Stoffes, die damals käuflich waren, kosteten 10 000 M. für den Kubikfuß. In den Vereinigten Staaten war damals aber auch nicht ein Kubikfuß vorhanden. Die Fabrik von Amarillo, die vor etwas über zwei Jahren eingerichtet wurde, hat mehr als 22 Millionen Kubikfuß erzeugt, deren Kosten sich auf 40 M. für 1000 Kubikfuß belaufen. Nunmehr ist die Erzeugung noch weiter verbessert und verbilligt worden, und seit dem Juni 1931 ist man imstande, den Stoff für etwas mehr als 20 M. für 1000 Kubikfuß zu gewinnen. Dieser Erfolg des gefährlichen Wasserstoffes bietet viele Vorteile für den Luftschiffbau. Bei allen früheren Luftschiffen mußten die Motore unter dem Hauptkörper des Schiffes in besonderen Gondeln angebracht werden. Dies war notwendig, um so weit als möglich die Gefahr auszuschalten, daß durch den Motor der Wasserstoff in Brand gesteckt werden könnte. Auf dem „Acron“ sind die Motore in den Schiffskörper eingebaut, wodurch eine größere Schnelligkeit erzielt werden kann. Auch brauchen die Mannschaften nicht mehr auf Leitern vom Schiff nach den Gondeln zu klettern, und das ist eine große Erleichterung für die Bedienung. In den Küchen des „Acron“ befinden sich offene Gasseuerherde, und man genießt den Anblick einer lodernden Flamme, der bisher an Bord der Luftschiffe streng verpönt war.